

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 19

Artikel: In der Giesserei
Autor: Habicht, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Giesserei

Von Hermann Habicht

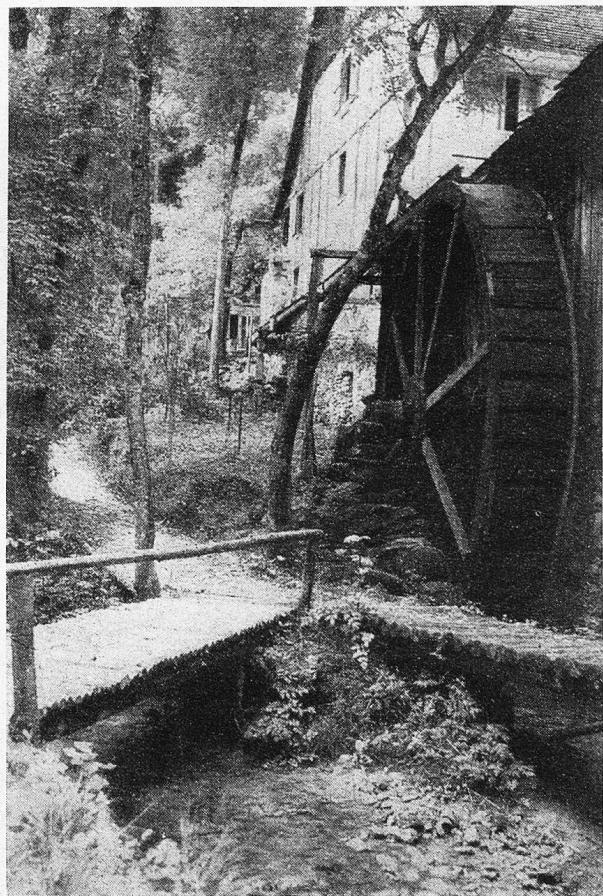
Als ich zusammen mit allen andern die Gießerei betrat, war gewiß nichts von dem Gefühl in uns vorhanden, das die Arbeiter beherrschten mag, wenn sie die Pforte, durch die wir uns drängten, betreten. Ich möchte damit etwa sagen: wir waren unberührt von allen Gedanken, die sich um die beiden Pole des Gelingens und Misserfolgs breiten; es war auch nichts von einer dumpfen Resignation in uns, oder von der Selbstverständlichkeit des geübten Routiniers. Wir waren eine Gesellschaft von Reportern mit nachlässig gezückten Bleistiften, auch einige Gemeinderäte, ja sogar Großratsabgeordnete befanden sich in unserer Reihe. Wir alle waren dem Ruf des Fabrikdirektors gefolgt, der uns eingeladen hatte, damit wir uns das weltberühmte Unternehmen, den Stolz unserer Stadt und der ganzen Schweiz, einmal aus der Nähe ansehen sollten.

Was hat es für eine Bewandtnis mit dem weltberühmten Unternehmen? Da war vor mehr als hundert Jahren einmal einer von herkulischer Gestalt und hagerem Gesichtsbau, der es schwer ertrug, daß in einem romantischen Tälchen, nahe der turmbewehrten Stadt, nichts anderes geschah, als daß eine einsame Mühle durch Tag und Nacht hindurch unentwegt ihr Klapperlied sang, und der daher kurz entschlossen ein Schmelzwerk neben die Mühle hinstellte. Dieser eine zeigte damit, daß er im Grunde nicht anders war als die meisten seiner Mitbürger, nur daß er eben, während die andern in den Räten der Stadt lange über ein Wörtchen debattierten, kurz entschlossen zur Tat schritt.

Bevor es jedoch so weit war, reiste der Mann mit dem von gebändigter Kraft sprühendem Blick unter den schwarzen Brauen, lange in der gelben Pferdepostkutsche durch das blühende Frankreich und stand dann eines Tages in Calais am Uermelkanal, wo er auf das soeben ins Leben gerufene Dampfboot mit dem mächtigen Schaufelradfelsen wartete, das ihn hinüber ins

Land der Eisenbarone und Stahlmagnaten trug.

In die Enge der Heimat zurückgekehrt und um viele berufliche Kenntnisse bereichert, stellte der angehende Eisenherr voll praktischer Lebensgrundätze, er sprach von vierundzwanzig karätigem Eisen, das mehr wert sei als vierundzwanzig karätigem Gold, und das eben so lange und eindringlich, wie andere über Tugend und Moral wichtig tun. Und dann war eines Tages das Eisenwerk da, in seiner äußerlichen Gestalt nicht viel größer als ein Spritzenhäuschen oder eine Weintrotte. Doch dem vielen, brach in der Gegend lagernden Bohnerz war damit eine Triumphzeit angesagt. Ja es dauerte denn auch gar nicht lange, bis eines Tages ein junger



Am Ausgang des Fällander Tobels

Kaiser aus einem mächtigen Ostreich auf seiner Schweizerreise vor den brodelnden Schmelzefesseln stand und dem glücklich strahlenden Besitzer gnädig herablassend sein Lob für das glückte Unternehmen spendete. Das war gewiß ein vielversprechender Anfang.

Als wir dann alle miteinander in der geräumigen Fabrikhalle standen, hätte es sicherlich nicht erst der Erläuterung eines Sachverständigen bedurft, um uns darüber aufzuklären, daß das Unternehmen nun seine Kinderschühe abgestreift und in den Zustand der modernen Technik übergeführt worden sei. Was wir sahen und hörten, erwachte in uns auch ohne das den Eindruck, daß hier Schikanen ausserlesender Art am Werke waren, ja dieser Eindruck gewann solche Macht über uns, daß er uns als ein Gefühl völliger Ratlosigkeit überfiel. Wir wußten einfach nicht, was da um uns vorging, konnten uns die Herkunft der zischenden, hämmern den, kreischenden, ja pfeifenden Geräusche, die uns umgaben, nicht erklären, wußten nicht, welchen Weg die zylindrisch-förmigen Ungetüme nahmen, die sich in einer gewissen Höhe auf Rollgeleisen durch den Raum bewegten.

Nach und nach kam Klarheit in die Sache. Wir wurden gewahr, wie gleich hinter der Eingangstüre fleißige Frauenhände das Rohmaterial sondierten und blitzschnell auf ein laufendes Band warfen, das mit seiner Last davon eilte. In der Tiefe des Raumes waren Männer, denen der mit Schweiß vermischtte Ruß an Gesicht und Händen klebte, dem Dienste des Eisengottes Vulkan ergeben. Bei einer Gluthitze, die sich den zweitausend Graden näherte, bereitete sich in elektrisch geheizten Ofen der Stahlguß vor. Singend wie ein freies Kind der Wildnis strich der Luftzug durch die Esse und entfachte ihre Glut zu höchster Macht. Vorsichtig, wie ein Schwerttänzer, nähert sich der mit der Wartung des Ofens betraute Mann seinem Schützling aus Stahl. Die nie aussetzende Gefahr, worin sich der Mann der fließenden Eisenmasse, der sich bis ins Knochenmark hineinfressenden Spritzer wegen befindet, läßt ihm eine fließend weiche, zu stetem Ausweichen bereite Bewegungsart angelegen sein. So lebt der

Mensch in immerwährender Abhängigkeit von den Geschöpfen, die er sich selbst erschaffen. Ueber dem blauen Arbeitsgewand trägt der noch junge Gießer eine dunkle Schutzbrille, unter der sein Gesicht klein und unbedeutend erscheint. Mit einer Schaufel öffnet er die nur lose angelehnte Ofentüre noch vollends und läßt ein gutes Dutzend zerstreuter Splitter eines vorangegangenen Gusses nochmals in der Glut verschwinden. Ein heller Glanz, wie von einer flüssigen Sonnenlohe, erfüllt den Raum und läßt den jungen Arbeiter in einem grünlichen Schein erstrahlen, als ob er ein ehrfurchtgebietender Magier wäre. Mit dem untern Ende der Schaufel stößt er die Ofentüre wieder in ihre Ausgangsstellung zurück. Mittels einer Handpfanne, die der kaum extragbaren Hitze wegen mit einem unvergleichlich langen Stiel versehen ist, führt der Arbeiter nun einige Kleingüsse in die zu diesem Zwecke bereitstehenden Coquillen aus. Ein Funkenprühregen, der einem „Feuerteufel“ in der ersten Augustnacht entstammen könnte, flammt auf und erlischt schon nach kurzer Zeit wieder.

Mittlerweile ist die Zeit herangekommen, wo der Hochofen seinen ganzen, nun flüssig gewordenen Inhalt herausgeben kann. Zu diesem Zwecke muß ein Krahm herhalten, der geräuschvoll heranschwirrt. Ebenso geräuschvoll fährt der Krahm wieder davon, ohne daß wir gewahr geworden wären, was vorgegangen war. Dann macht uns aber ein Feuerwerk flimmender und tanzender Glühsterne darauf aufmerksam, daß der Krahm nun seinen Inhalt in eine Form ausgegossen hat. Wir machen uns an die Stelle heran und sehen uns vor einem Leich voll rötlich glühenden Inhalts. Noch immer lösen sich tanzende Sterne als Einzelgänger von der glühenden Masse; an einzelnen Stellen aber beginnt sich der Guß bereits dunkel zu überziehen. Es macht den Anschein, als ob eine Sonne sich mit Flecken bedecken wollte. Erst nach Tagen wird die glühende Eisenmasse endlich vollends erstarrt sein. Dann ist die Zeit da, wo die Gußputzer mit ihrer mühseligen und wenig einträglichen Arbeit beginnen.

Während in der Form der Erstarrungsprozeß vor sich geht, lauschen wir der erlärenden

Stimme des Ingenieurs, der uns dient, daß auf dem Erdenrund Jahr um Jahr zehn Millionen Tonnen Eisen vom Rost gefressen werden und wieder neu geschaffen werden müssen. Wir werden inne, daß Temperguß ein legierter Stahlguß ist mit einem Mangangehalt von 12—14 Prozent, und daß der Kohlenstoff das Blut des Eisens ist.

Von neuem schwirrt ein Krahn durch die Luft, diesmal mit Rohmaterial beladen, denn schon wieder wird ein Hochofen zu einem Guß vorbereitet. Inzwischen ist das Brodeln des

schmelzenden und das Zischen des fließenden Eisens, das Aechzen der Winden und das Knarren der Schroppmaschinen zu einem Orkan angeschwollen. Und dann, während eines Augenblickes hatte ich den Eindruck, als rieße jemand in dem gigantischen Raum mit der ganzen Kraft seiner Stimme um Hilfe.

Benommen von all den empfangenen Eindrücken und voller Bewunderung für die Titanen, die wir an ihrer Arbeit belauschen durften, treten wir auf die mittagshelle Straße hinaus.

Der Teufel in der Wurzel

Vor langer, langer Zeit lebte im Allgäu ein überaus freundlicher und gemütlicher Doktor, der es auch, wie man so sagt, ein wenig hinter den Ohren hatte, gerne seinen Schabernack trieb und seinen Spaß genoß und mancherlei wußte über die gute Heilkraft von Gras und Kraut in Wald und Flur. Man sah den Doktor öfters durchs Gebirge streifen auf der Suche nach solchen Kräutern, die gar wunderliche Namen trugen.

Einmal nun kam er auf einem solchen Gang an einer mächtigen Tanne vorbei, und da war es ihm, als hörte er ein Stöhnen und Aechzen aus dem Wurzelgrund heraus. Er trat näher und entdeckte in einer der mächtigen Tannenwurzeln ein Bäpfchen, wie wenn es in eine Flasche gesteckt wäre. Er bemühte sich nun, das Bäpfchen herauszuziehen, und als es ihm endlich nach langen Versuchen gelang, drang eine dumpfe, aber doch menschliche, deutlich wahrnehmbare Stimme aus dem Löchlein und sagte dem erstaunten Doktor: „Ich bin hier hineingebannt und kann erst heraus, wenn du mich herausrufst. Wenn du das tust und mir hilfst, will ich dir zum Dank alle Heilkräuter im ganzen Gebirge zeigen, auch die allerseltensten!“

Da ging ein freundliches Lächeln über das zerknitterte Gesicht des Doktors, er beugte sich zur Wurzel hinunter und sagte recht freundlich: „So komm heraus denn!“ Da schlüpfte

ein komisches Wesen heraus, er konnte es nicht genau erkennen, und verschwand im Moos.

Aber plötzlich erhob sich ein langer, hagerer Geselle, ei, da erschraf unser Doktor doch ein wenig; denn es war niemand anders als der Teufel selber, der da mit einem recht schadenfrohen Grinsen vor ihm stand. Der Doktor schalt sich einen dummen Narren, daß er diesen Kerl aus der Wurzel herausgerufen hatte, aber was wollte er nun machen? Derweil sagte der Teufel: „Komm jetzt mit!“ und führte den bald arg schwitzenden Doktor durch Schluchten, an wenig begangene Orte und Stellen, die er noch nie betreten hatte und zeigte ihm die seltensten Kräuter und auch andere Dinge, die er für seine Heilkunst brauchte. Neben das Geschaute und Gefundene war der Doktor wohl froh, aber wie sollte er sich des unheimlichen Gesellen entledigen? Da er aber ein Schalk war und kein Hasenfuß und nie um einen guten Rat verlegen, kam ihm plötzlich auch ein lustiger Einfall. Er sagte nämlich zum Teufel: „Das muß doch ein mächtiger Mann gewesen sein, der euch da in die Tannenwurzel hineingzaubert hat. Aus eigener Kraft könnte man sich doch nie so klein zusammenziehen und durch das enge Löchlein schlüpfen.“

Da lachte der Teufel: „Oh, wenn es nur das wäre. Nichts leichter als das!“

Unser Doktor aber zweifelte: „Ich weiß nicht,